

André David Winter

# Immer heim



Roman

e<sup>b...</sup>

André David Winter

# Immer heim

Roman

edition**bücherlese**™

Meinen Großeltern

*«Wohin gehen wir? Immer heim.»*

Novalis

Joseph Bitzi bat die Schwester, das Fenster offen zu lassen.

«Aber nur einen Spalt, wegen der Grippe.»

«Ja, ja.»

Er griff nach der Decke.

«Frische Luft tut auch Ihnen gut», flüsterte die Schwester und zog seinem Zimmernachbarn das Deckbett bis zum Kinn.

«Schlafen Sie noch ein bisschen.»

Bitzi nickte nur.

Es war nicht wegen der Luft. Er wollte den Eicheln zuhören. Mit einem harten Tocken fielen sie aufs Wellblech des Holzstapels. Ihre Zeit war da. Sie waren reif und lösten sich aus ihren Kappen. Nichts hielt sie mehr. Was oben war, wollte nach unten.

«Tock, tock», in unregelmäßigen Abständen. Dazwischen das Schreien einer Insassin. Bitzi horchte auf. Die Bütler Anni. Das Scheppern eines Nachttopfs. Schritte im Gang. Der Alfred, der im Schlaf mümmelte. Auch am Tag mümmelte er nur noch. Ihm war's recht. Der Bitzi hat nie viel geredet.

«Nur immer es bitzi. Von allem nur es bitzi ...», hatten die Leute hinter seinem Rücken gespöttelt und mit dem Finger

an die Stirn getippt. Dachten, er sehe es nicht. Er höre es nicht. Natürlich hatte er, aber nicht darüber geredet. Nur darüber gebrütet. Er kannte das Dorf. Das Dorf meinte, ihn zu kennen.

«Tock.»

Das Geräusch brachte ihn heim. Vom ersten Tag an hatte er Heimweh gehabt. Die Krankheit, die man im Heim bekam.

Was hätte er tun sollen? Es war beschlossene Sache. Der Jungbauer hatte ihm am Morgen im Stall gesagt, er solle nach dem Melken sein Zimmer räumen. Er werde ihn ins Bühl bringen. Dort werde er es gut haben.

«Aber, wer bezahlt?», hatte Joseph gefragt.

«Die Gemeinde, die muss», meinte der Jungbauer.

Joseph schloss die Augen und atmete tief ein. Der Reiz löste einen Hustenanfall aus. Es stach in der Seite, er bekam kaum Luft. Der Arzt meinte, es sei eine Grippe mit Bronchitis. Wenn er nicht Sorge trage, könne eine Lungenentzündung draus werden. Das wusste Bitzi selbst. Alfred hörte auf zu mümmeln. Hatte er ihn geweckt?

Neben dem Stöckli auf dem Schwendihof hatte ein Holzstapel gestanden. Ein alter Nussbaum umarmte das Häuschen und verstopfte die Dachtraufe mit seinen Blättern. Im November stellte Joseph die Leiter an und reinigte sie. Natürlich wollte der Jungbauer den Baum schon lange fällen.

«Der alte Krüppel schlägt uns noch das Haus über dem Kopf zusammen.»

«Der ist gesünder, als er aussieht», hatte der Knecht ihm geantwortet und die Leiter geholt.

Wenn der Wind ging, fielen Nüsse aufs Blech.

«Tock, tock.»

Und im Herbst natürlich. Wenn alles losließ. Wenn der Wind loslegte und Äpfel und Birnen von den Bäumen holte. Schirme aus den Händen und die Haare nach allen Seiten riss. Die Menschen auf die Friedhöfe und in die Wirtschaften trieb. Den Regen seitwärts über die Beine streichen ließ und Blätter auf Wege und Äcker legte. Die Seelen an Allerheiligen aus den Leibern blies. Oder – wenn man nicht achtgab – die Seele irgendeines armen Wiedergängers in den eigenen Leib.

Er hatte nicht gemault, aber entgegen seiner Gewohnheit den Jungbauern gefragt, warum.

«Schau dir deine Hände an. Wie sehen sie aus?»

Bestürzt sah er sie an.

«Verwärrchet.»

«Eben, und der Rest auch», war die Antwort gewesen.

Joseph war fünfzehn, als er erstmals allein mit dem Vater zum Heuen aufstieg. Es war früh am Morgen, sie nahmen das Bort unter dem Grat in Angriff. Sie mähten mehrere Stunden und redeten nur das Nötigste miteinander. Auch beim Mittagessen. Ihre Einklemmten aßen sie im Schatten einer Felsnase. Danach machten sie ein Nickerchen. Kurz bevor Joseph einschief, sah er die ersten grauen Haare im Bart des Vaters. Als Nächstes gab dieser ihm eine Kopfnuss und rüttelte ihn wach.

«Komm, es ist Zeit, vom Schlafen wird niemand satt.»

Sie stiegen den Wildheuerweg wieder hoch und mähten weiter, wo sie aufgehört hatten. Plötzlich verlor der Vater den Tritt. Die Sense glitt an den Halmen vorbei. Der Schwung holte ihn von den Beinen. Er rollte, versuchte sich an den Grasbüscheln zu halten. Sie waren alle abgemäht. Er rollte immer schneller. Stumm. Auch als er über die Felsnase in die Tiefe stürzte, hörte



Joseph keinen Schrei. Nur das Geräusch des Aufschlags. Er rannte heulend den Berg hinunter. Riss die Tür zum Gaden auf. Brachte kein Wort hervor. Dann stotterte er:

«D-d-der V-vater is-ist t-t-tot.»

Von diesem Tag an hat Joseph gestottert.

Die Frau Mutter nickte und schlug dreimal das Kreuz. Dann ging sie ins Haus, legte Holz nach, kniete vor die Heilige Jungfrau und betete.

«Gegrüßt seist du, Maria, voll der Gnade, der Herr ist mit dir. Du bist gebenedeit unter den Weibern ...»

Der Toni rannte los. Den Berg hinauf. Der Bruder hat es ihm nie verziehen, dass er heimgerannt ist statt zum Vater.

Das Heimetli übernahm der Toni, mit kaum siebzehn. Die anderen Geschwister blieben bei der Mutter. Joseph kam auf die Schwendi. Zum Muggli Alois, einem Coucousin seines Vaters. Die Mugglis, die waren wer im Kanton. Großbauern. Seit Menschengedenken stellten sie Kantonsräte.

«Bischt en Gringe, en Träumer, aber en Zäche», war das Erste, was der Bauer zu ihm sagte, nachdem er ihn lange gemustert hatte. Dasselbe hatte auch der Lehrer gesagt.

«Ist schon recht, die braucht's auch. Musst nur das Rechte träumen.»

Daran dachte Joseph in letzter Zeit oft. Auch an den alten Schwendibauern, den Großvater des jetzigen. Der war immer gut zu ihm gewesen. Im Leben und im Tod. Groß und kahl und schwer, mit einer Wampe, die er gern tätschelte. Immer einen Stumpfen im Mund. Immer frisch rasiert, selbst im Stall roch man sein Rasierwasser. Immer für einen Jass zu haben. Ein

Späßchen, ein Schnäpschen. Ein Schäferstündchen. Alle im Dorf wussten es, nur seine Frau nicht. Er war kein Geck, aber niemand brachte den Weibern besser den Schmus.

Die Weiber! Joseph seufzte. Da hatte es nicht viele gegeben. Er verzog den Mund. Keine hatte es gegeben. Er war viel zu schüchtern gewesen. Wer wollte schon einen Stotterer? En Gringe? Mit schiefem Mund. Es war eine Erinnerung an den Vater: Nach einer seiner Ohrfeigen hing der Mund schief.

Wenn er ehrlich war, waren die Weiber der Grund, dass er hier lag. Nicht alle, aber eine. Die neue Serviertochter im *Rössli*. Eine Thailänderin. Sie war zu allen nett. Aber zu ihm war sie es doch besonders gewesen?

Nie hatte er eine schönere Frau gesehen. Nicht einmal in den Heftchen am Bahnhofskiosk. Ihre Mandelaugen, so schwarz wie das Haar, das ihr bis zu den Hüften reichte. Um ihre Lippen spielte ein sanftes Lächeln. Ihre Zähne waren perlweiß. Auch am Rest konnte er sich kaum sattsehen. Niemand konnte sich daran sattsehen. Wenn sie servierte, gingen die Blicke der Männer mit. Wenn ihr etwas hinunterfiel, wollte jeder der Schnellste sein. Als sie das erste Mal vor ihm stand, fragte sie nicht, was es sein darf. Wie die Margrit das gelangweilt getan hatte.

«Ich heiß Bibi, wie heiß du?»

Er war so aufgeregt, dass er nur «E Suure Moscht ...» hervorbrachte.

«Ist lusting Name. Ich auch lusting Name ...»

Wie sie ihn dabei anlächelte.

«Bibi.»

Er flüsterte ihren Namen in die Dunkelheit.

Vor Bibi war er einmal in der Woche im *Rössli* gewesen, seit sie da war, kam er jeden Tag. Natürlich foppten die anderen ihn.

«Nicht mehr nur es bitzi ...»

Aber er war nicht der Einzige. Das Wirtshaus war so voll wie seit Langem nicht mehr.

In den Heftchen am Kiosk hatte es auch Heiratsannoncen. Frauen aus Thailand oder Weißrussland suchten einen treuen Mann. Er hatte nie den Mut gehabt, anzurufen. Wochenlang quälte ihn die Frage, ob er den Mut haben würde, Bibi zu fragen. Das Stottern war mit der Zeit besser geworden. Aber wenn er mit ihr sprach, brachte er kein anständiges Wort heraus.

«Mö-mö-möchtest du me-me-meine Fr-fr...», übte er vor dem Spiegel.

Natürlich hatte er sie nicht gefragt. Nur angestarrt hatte er sie. Wie ein Muni. Bis zu jenem Abend, als er einen Suure Moscht nach dem anderen bestellte. Zum Glück nicht bei Bibi. Die half im Säli aus. Ein Detachement Gebirgsgrenadiere feierte drüben den Geburtstag des Korporals. Er stierte auf die Tischplatte. In seinem Gehirn jagten die besoffenen Gedanken einander: «Du bist ein Feigling ..., das machst du nie.» «Ich mache das!» «Nicht du, du kleiner Hosenlupf!»

Als er sich genug Mut angetrunken hatte, wankte er zur Säli-tür und öffnete sie. Qualm und Gesang schlugen ihm entgegen. Die Grenadiere schunkelten auf den Stühlen und grölten ein Lied. Ein paar lagen auf dem Boden, ohne sich zu rühren. Oder grölten von dort weiter. Die roten Köpfe der anderen tanzten im Rauch, der so dicht war, dass seine Augen zu tränen begannen. Angestrengt suchte er nach ihr. Vor sich sah er einen leeren Stuhl. Er stieg hoch. Noch immer konnte er sie nicht entdecken. Er pfiß laut. Ein zweites Mal. Augenblicklich war es ruhig. Auch er war plötzlich ganz ruhig.

«Bibi, möchtest du meine Frau werden?», lallte er.

Ohne zu stottern.

Alle starrten ihn an.

«Sie ist schon verheiratet», brüllte einer und deutete auf den Korporal.

Erst jetzt sah er sie und die Hand des Korporals unter ihrem Rock ..., zwischen ihren Beinen ..., während sie ihm ein Herrgöttli hinstellte. Ein Gefreiter schob seine Hand ebenfalls unter ihren Rock.

«Mit uns allen ist sie verheiratet», rief einer der Grenadiere. Schallendes Gelächter drang zu ihm durch.

Bibi sah ihn an, lächelte.

Sein Gehirn drehte sich im Kreis. Ihm war sterbenselend.

Sie ist doch meine ... Was wollen diese Männer von ihr? Ich muss ihr zu Hilfe ...

Dann verlor er das Gleichgewicht. Stürzte auf einen Grenadier, der vor ihm auf dem Boden lag. Erbrach sich auf dessen Uniform. Der Soldat schob ihn weg, stammelte irgendetwas. Joseph erbrach sich noch einmal. Er hörte von fern, wie die Grenadiere anfangen, den Hochzeitsmarsch zu grölen.

Joseph schloss die Augen. Plötzlich riss etwas an seinen Armen. Zwei Soldaten schleiften ihn durchs Säli zum Hintereingang. Die Tür ging auf, kalte Nachtluft wehte ihm entgegen. Sie warfen ihn die Treppe hinunter, wo er auf dem gefrorenen Kies landete.

«Du machst dich nicht mehr an verheiratete Frauen heran», schrie einer ihm hinterher. Der andere kicherte. Dann knallte die Tür zu. Es war still. Endlich. Joseph spürte, wie Blut über seine Wange lief. Ganz langsam drehte er sich auf den Rücken. Tastete nach dem Blut. Eine Braue war geplatzt. Nadeln stachen in sein Gesicht. Zuerst nur einzelne, dann

immer mehr. Er öffnete die Augen. Blickte in den Nachthimmel. Es schneite.

Dichte Flocken fielen aus dem Nichts. Sein Gesicht wurde heiß vor Scham, als Tränen darüber liefen. Joseph lag einfach da, starrte in die Nacht. Ein Nichts im Nichts. Die Kälte drang in seine Glieder. Er begann am ganzen Körper zu zittern. In seinem Haar und im Bart setzte der Schnee sich als Erstes fest. Dann in den Falten der Kleider. Hin und wieder fiel eine Flocke in seine Augen. Er schloss sie. Spürte, wie der Schnee sich auf die Lider legte, die Ohren, sein Gesicht. Wie Daunen, dachte er. Es wurde warm. Richtig warm. Bibi. Wo war sie? Ruhig drehte er den Kopf zur Seite. Schnee rieselte vom Bart, er öffnete ein Auge. War sie schon aufgestanden? Er atmete tief ein. Sie wird im Stall sein. Recht so. Er würde noch ein wenig schlafen. Sie kommt schon zurecht ...

Sie ...

Gefunden haben sie Joseph erst am nächsten Abend. Steif gefroren sei er gewesen. Erinnern konnte er sich an nichts. Nicht an seinen Namen, wo er lebte, wer er war. An nichts, was an diesem Abend passiert war. Nur an den Traum, den er noch wochenlang hatte. Ein Hund küsste ihn auf den Mund und schleckte ihm das Gesicht ab. Erst allmählich kehrte die Erinnerung zurück.

«Der Rex hat dich gefunden und dir den Schnee vom Gesicht geleckt. Dann hat er mich geholt. Ich den Tschugger, dieser den Doktor. Und jener die Ambulanz, die dich ins Spital brachte», erzählte ihm später der Rössliwirt.

Joseph nickte. Ins Spital. Ja, dorthin hatten sie ihn zuerst gebracht. Wegen der Lungenentzündung. Deswegen habe er sich

an nichts erinnern können, haben sie gesagt. Aber an danach konnte er sich erinnern. In die Psychiatrische hatten sie ihn gesteckt. So weit war es gekommen. Natürlich wollte ihn der Jungbauer nicht mehr haben auf der Schwendi. Webstübler könne er hier nicht brauchen, hat er dem Viehhändler gesagt. Und der Viehhändler erzählte es ihm sofort weiter.

Ja, Webstübler hatte es genug in der Psychiatrischen. Einer verrückter als der andere. Aber gute Leute. Ehrliche Leute. Zu ehrlich. Die konnten nicht anders. Die mussten tun, was sie getan hatten. Sagen, was sie gesagt hatten. Hätten die ihr Zeug für sich behalten, wären die meisten nicht da gelandet.

Wie ich, dachte er.

Schlimm war es nicht, nur nicht daheim. Wie hier. Er schaute sich um. Der Alfred drehte sich im Schlaf. Einfach nicht daheim.

Ein Lehrling, ein halber Bub noch, hatte ihn gebadet. In einer richtigen Badewanne. Der Bub war erst den zweiten Tag da, hatte seine Sache aber gut gemacht. Den halben Stall bürstete er ihm zwischen den Zehen heraus, wusch ihm die Haare, stutzte ihm den Bart. Gerochen hatte er nachher wie der alte Schwendibauer.

Später hatte ihm der Bub sogar einen Kaffee gemacht. Joseph saß am Tisch, der Junge schnitt ihm ein Stück Brot ab. Eine Insassin schlurfte in die Küche. Sie stellte sich neben den Lehrbub und zog ein Messer aus der Schublade. Plötzlich ließ sie sich auf den Boden fallen und fuchtelte mit dem Messer an ihrem Arm herum. Sie schrie: «Jetzt mache ich es, ich tue es!»

Entsetzt starrte der Bub sie an.

«Hilfe, sie tut sich etwas an ...», schrie er.

Ein Pfleger kam, ein gemütlicher Berner. Er bat sie, aufzustehen und ihm das Messer zu geben. Augenblicklich tat sie es und strich sich den Rock glatt.

«Man muss es halt probieren bei den Neuen!», meinte sie.  
Der Pfleger zog die Augenbrauen hoch und nickte.

«Ja, ja, ich weiß, Frau Haller, ich weiß.»

Der Junge stand zitternd da, der Pfleger wandte sich um.

«Entschuldige, ich vergaß, dich zu informieren.»

Er strich mit dem Finger über die Schneide.

«Auf der Akutstation sind sie nicht geschliffen, ist ja klar, gell.»

Der Berner verließ die Küche, die Frau schlurfte hinterher. Joseph konnte sehen, wie er ihr auf dem Gang die Hand auf die Schulter legte. Sie tätschelte. Ein eingespieltes Duo.

«Komm, setz dich ...»

Noch immer zitternd, setzte der Bub sich zu ihm. Joseph schob ihm den Kaffee hinüber, den der Bub ihm eben gemacht hatte. Er selber tunkte nur das Brot darin.

«Jetzt haben sie dich getauft!», sagte er und klopfte ihm auf den Schenkel.

Bei ihm war es damals der Melker gewesen. Am dritten Tag auf der Schwendi. Er war eben am Anrüsten der Berta, als ihm der Melker befahl, es sein zu lassen. Er werde das tun. Er solle den Kühen und dem Muni die Schwänze hochbinden. Warum dem Muni, dachte er, aber er tat es. Als er den Schwanz des Bullen packte, wandte dieser den Kopf zu ihm um. Er stierte ihn an und schnaubte. Joseph senkte den Blick und ließ den Schwanz los.

«Friss weiter, ich tu dir nichts», sagte er mit ruhiger Stimme.

Der Muni gehorchte und senkte seinen Grind wieder in die Futterraufe. Vorsichtig packte er den Schwanz erneut, als der Bulle laut brüllte und sich zu ihm umdrehte. Erst jetzt sah er, dass die Kette am Barren gelöst war. Der Melker, der Söi-

hund! Der Stier rannte auf ihn los, in letzter Sekunde konnte er ausweichen.

Nur es bitzi, und sein letztes Stündchen hätte geschlagen.

Der Stier jagte am grinsenden Melker vorbei aus dem Stall. Dem verging das Lachen schnell. Draußen verkeilte der Bulle seine Hörner im Treppengeländer, das zum Tenn hochführte. Mit einem Ruck riss er es weg. Das Holz splitterte, das Geländer flog in hohem Bogen auf den Miststock. Das hat den Melker mehr als einen Monatslohn gekostet. Er hat nicht gemault. Konnte froh sein, dass er bleiben durfte. Ihm hat es geholfen, der alte Schwendibauer hatte danach immer ein Auge auf ihn. Auch auf den Melker.

Einmal, an einem Sonntag, hieß ihn der Bauer, die Alma zu satteln. Er solle mit ihr einen Ausritt machen.

«So bekommt sie ein bisschen Auslauf. Du musst sie von der Weide holen und im Stall satteln, sonst macht sie keinen Wank!»

Den Weg spare ich mir, hatte er gedacht.

Er holte Sattel und Zaumzeug aus der Kammer und lief zur unteren Weide. Das Ross stand neben Rika, der anderen Freiberger Stute, in der Nähe des Zauns. Vor der musste man sich hüten. Die biss gerne und schlug aus. Einmal hatte sie versucht, ihn in der Box an die Wand zu drücken.

Die Pferde hoben kurz den Kopf, als sie ihn sahen, und fraßen weiter. Sie kannten ihn. Jeden Morgen holte er mit ihnen das Gras für die Kühe. Er ging langsam zur Alma, sprach mit ihr. Wieder hob sie den Kopf, zuckte mit den Ohren. Fraß weiter, als er sie sattelte. Nur mit der Trense hatte sie Mühe. Die wollte sie partout nicht im Maul haben. Er stieg in den Steigbügel, schwang sich hoch.





André David Winter, geboren 1962 in der Schweiz. Seine Kindheit verbrachte er bis zum achten Lebensjahr in Berlin. Mit vierzehn verlor er seine Mutter. Nach Abbruch einer Lehre arbeitete er auf Bauernhöfen in der Schweiz und in Italien. Es folgten die Ausbildung in der Psychiatrie und die Arbeit in der Notschlafstelle und in einem rumänischen Kinderheim. Heute arbeitet Winter als Kursleiter und Erwachsenenbildner im Gesundheitswesen. Er lebt mit seiner Familie im Kanton Luzern. 2008 erschien sein Roman *Die Hansens*, 2012 folgte *Bleib wie du wirst. Deine Demenz, unser Leben*. In der edition bücherlese ist der Roman *Jasmins Brief*(2015) lieferbar.